

Les couvents et les ordres religieux au Moyen-Âge.

Discipline, dévotion, liturgie, travail, science et art /

Klöster und Orden im Mittelalter.

Disziplinierung von Frömmigkeit, Liturgie, Arbeit, Wissen und Kunst

Abstracts

Susanne Martinez (Kunstgeschichte Basel)

Bildliche Ausprägungen der Ordenskonkurrenz(en) in den Königreichen

Aragóns und Kastiliens zwischen ca. 1250 und 1450

Ausgehend von den gewonnenen Erkenntnissen aus meiner Masterarbeit, die sich mit den Grablegen der beiden ersten Heiligen der Bettelorden (Franziskus/Assisi; Dominikus/Bologna) und der sich hier manifestierenden Konkurrenzverhältnis auseinandersetzte, hat meine Dissertation zum Ziel, Ausprägungen von Ordenskonkurrenz(en) in der Kunst auf der Iberischen Halbinsel (in erster Linie auf dem Gebiet der Krone Aragón, da dieses einige wichtige Städte einschliesst) zu untersuchen und dabei diverse Formen und Medien der Bildkunst zu berücksichtigen.

Orden spielten in Spanien eine wichtige Rolle, beispielsweise während der Reconquista, im Rahmen der Inquisition und später bei der Kolonisierung Amerikas. Dennoch sind Fragestellungen, die sich gesondert auf ihre Kunst beziehen, gerade in der kunsthistorischen in der Forschung noch kaum auszumachen. Doch deutet beispielsweise das durchaus gerechtfertigt als „familiäres Netzwerk“ (R. Averkorn) bezeichnete Engagement seitens der weiblichen Mitglieder der aragonesischen, mallorquinischen, sizilianischen, kastilischen und portugiesischen Königshäuser zugunsten der Bettelorden im 13. Jahrhundert auf ein direktes Konkurrenzverhältnis zu andern Orden hin: Wie äusserte sich dieses in der Kunst? Kann man Bildstrategien erkennen, mit deren Hilfe die eigene Kompetenz etwa in der Häretikerbekämpfung unterstrichen werden sollte? Die sich im Anfangsstadium befindlichen Recherchen sollen am Kolloquium skizziert und zur Debatte gestellt werden.

Stéphanie Manzi

Les ordres mendiants dans la diocèse de Lausanne

Dans l'intention de prolonger les recherches entreprises pour mon travail de mémoire sur les franciscains de Lausanne entre 1532 et 1536, j'ai choisi comme thème pour mon doctorat les ordres mendiants dans le Pays de Vaud entre le XIII^e et le XVI^e siècle, soit de leurs débuts à l'instauration de la Réforme dans cette région. L'intérêt d'un tel sujet est de comprendre comment Dominicains, Franciscains, Ermites de St-Augustin et Carmes, menant une vie essentiellement constituée de pauvreté absolue et de prédication de la Parole, l'ont fait dans une région précise, le Pays de Vaud, et dans un laps de temps défini, à savoir trois siècles. Je présenterai ensuite les fonds d'archives dans lesquelles il existe de la documentation au sujet des douze couvents recensés pour l'étude, ainsi que la structure du travail, soit les points que je compte aborder dans l'analyse. Enfin, je ferai un survol bibliographique pour présenter brièvement les travaux à disposition.

La deuxième partie de ma présentation sera consacrée à mon travail de mémoire sur la comptabilité des franciscains de Lausanne. Je commencerai par replacer mon étude dans le contexte mendiant, afin de préciser ce qu'il a de particulier. Je passerai ensuite à un bref historique du couvent : dates de fondation, emplacement de l'établissement dans la ville de Lausanne, événements particuliers au cours des trois siècles de son existence. Je présenterai les résultats obtenus à l'aide de la source comptable datant du XVI^e : la manière dont les frères tiennent leurs comptes, les recettes engrangées par le couvent, les dépenses effectuées par les franciscains. Enfin, je présenterai un bilan de ces chiffres, en les insérant dans la réflexion plus large d'une économie mendicante, avec tout ce que cela implique.

Tobias Hodel

*Ordnen, Abschreiben und Abrechnen – eine Geschichte der Disziplinierung?
Schrifthandeln im Kloster Königsfelden*

«Urkunden-Überlieferung macht das Mittelalter kirchlicher als es ohnehin schon ist», stellte Arnold Esch bereits 1985 fest. Auch wenn aufgrund der Langlebigkeit der Institutionen rasch eine Begründung für dieses Faktum gefunden werden kann, bleibt dennoch unklar, welche Auswahlkriterien und Selektionsprozesse die Überlieferung (mit)prägten. Fragen zur Überlieferung und zur Konstitution von Archiven sind bereits seit einiger Zeit ein virulentes Thema in der Geschichtswissenschaft. Der Nachvollzug der Konstruktion der Überlieferung (unter Einbezug der «Archivräume») ist in der Mediävistik dennoch noch immer ein Desiderat. Anhand der breiten Überlieferung von Schriftstücken durch das Doppelkloster Königsfelden, gestiftet am Ort des Mordes an Albrecht I. (1308) und aufgelöst im Zuge der Reformation (1528/32), versuche ich aufzuzeigen, dass die heute im Staatsarchiv Aargau lagernden «Überreste» das Resultat von mehreren Auswahlprozessen sind. Dazu muss der Materialität der Stücke und den «Überlieferungsspuren» besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Ziel ist es, mittels dieser Untersuchungen nachzuvollziehen, wie mit Schrift umgegangen wurde und welche Rolle einzelne Dokumente, aber auch das Schriftgut im Zusammenhang (als Archiv?) spielte. Der Klarissenkonvent Königsfelden war umfangreich begütert und für den Unterhalt des Franziskanerkonvents am selben Ort zuständig. Dank seiner Nähe zu den Habsburgern vermochte das Doppelkloster ein Zentrum der Herrschaft zu werden. Auch nach der bernischen Eroberung des Aargaus 1415 blieb der Bezug zu den österreichischen Herzögen vorhanden und verschwand erst mit der Auflösung der Konvente im Zuge der Reformation (1528/32).

Sowohl anhand klösterlicher Ordnungen und ihrer kopialen Überlieferung (1. Hälfte 14. Jh.), als auch anhand der Anfertigung von Dorsualnotizen (Ende 14. Jh.) und des Umgangs mit Bodenzinsurbaren (Mitte 15. Jh.) kann ein differenziertes Bild vom Handeln mit Schrift im Wandel der Zeit skizziert werden. Fragen nach «Disziplinierung» meinen in diesem Kontext die «Schreib»- und «Aufbewahrungs»-Disziplin wie auch die (zufällige?). Zerstörung von Schriftgut.

Guido Cariboni

Die Entstehung und die Entwicklung der Zisterzienser im 12. Jahrhundert, zwischen *unanimitas* und *jus proprium*

Die Abtei von Cîteaux und die ihr durch Filiation oder Inkorporation verbundenen Klöster riefen in den ersten Jahrzehnten des zwölften Jahrhunderts einen ziemlich neuartigen Klosterverband ins Leben. Die Zisterzienser schufen keine hierarchische Struktur, in der viele Priorate und einige Abteien Cîteaux rechtlich unterstellt waren, sondern sie kreierten vielmehr eine Art gemeinschaftlichen ‚Verband‘; einen ‚Verband‘, der sich grundsätzlich aus Abteien zusammensetzte, die an den eigenen Bindungen zum Episkopat festhielten und untereinander materiell vergleichsweise unabhängig blieben. Das Verhältnis zwischen den in den Orden eingegliederten Klöstern und der Diözesanstruktur wurde durch die *Carta caritatis* geordnet. Jeder Bischof etwa war gehalten, ihr zuzustimmen, noch bevor eine Zisterzienserabtei in seiner Diözese gegründet wurde. Als einer engen Verbindung zwischen Bischöfen und Zisterzienserorden – zumindest bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts – nicht abträglich präsentierte sich eine Art materielle Unabhängigkeit der einzelnen Konvente innerhalb des Ordensverbands. Angesichts der rechtlich offenbar so ‚unkomplizierten‘ Beziehungen gründete die Einheitlichkeit zwischen den Abteien, zumindest in den ersten Jahrzehnten, auf dem Einvernehmen jeder Gemeinschaft mit dem Klosterverband, die sogenannte *unanimitas*, die sich in den zisterziensischen Quellen der Anfänge häufig findet. Dieses Element blieb dabei nicht nur gedanklicher Grundwert, sondern hatte auch Folgen für die strukturelle Gliederung der *religio*.

Im Laufe des zwölften Jahrhunderts unterstützte die römische Kirche die Entwicklung und die stetig anhaltende Umgestaltung der Zisterzienser, sie steuerte diesen Prozess aber selten. Die allgemeinen Privilegien selbst wurden weniger auf Initiative der römischen Kirche zugestanden als eher auf Anregung und Bitte der weißen Mönche, die den Papst in besonderen Krisenmomenten zum Eingreifen aufforderten. Wenn die römische Kirche einerseits daran mitwirkte, die Wirksamkeit eines jungen und in gewisser Hinsicht noch ‚experimentellen‘ Klosterverbands zu stärken, brachten einige päpstliche Eingriffe andererseits gleichzeitig die Existenz der weißen Mönche selbst in Gefahr; so bestand durchaus das Risiko auch einer existentiellen Bedrohung der Ordensstruktur selbst. Es sind einige der Etappen auf dem Weg ihrer institutionellen Verfestigung, der die Zisterzienser während des zwölften Jahrhunderts dazu führte, ein *jus proprium* zu entwickeln, das heißt ein Normensystem, aber auch eine Verbandsstruktur: unabhängig von möglichen äußeren Eingriffen, unverzichtbar für die Erhaltung der notwendigen Stabilität und folglich die realistische Möglichkeit zu regularem Leben in einem Verband von Abteien.

Bettina Marietta Recktenwald

*Das Handbuch des Pfisters – EinBlick in die Wirtschaft des
Zisterzienserklusters Salem im 15. Jahrhundert*

Quelle: „Handbuch des Pfisters“. Generallandesarchiv Karlsruhe
Standnummer: 65- 1728 (*Buch*), 65- 11520 (*Film*)).

Auf der Suche nach einem spannenden und umfangreichen Promotionsthema beschäftigte ich mich im Generallandesarchiv in Karlsruhe mit den Findbüchern des Klosters Salem am Bodensee.

In dieser fast unüberschaubaren Menge der verschieden Arten stieß ich auf das „Handbüchlein des Pfisters (1341/1342)

Während der Transkription ergaben sich bezüglich der Datierung der Handschrift einige Unstimmigkeiten. So ist das Handbuch nach der Überstellung von Salem in das Generallandesarchiv Karlsruhe (GLAK) im 19. Jahrhundert mit der Jahreszahl 1341/1342 vermerkt und datiert worden. Im Buch selbst findet man jedoch nur die Jahreszahlen 41/ 42 und 51/ 52. Ein Jahrhundert wird darin nicht erwähnt. Nach einer paläographischen Untersuchung erwies sich die GLAK-Datierung als zu früh angesetzt, da die Schrift des Buches eher in die Zeit des 15. Jahrhunderts zu datieren ist. Es verdichtet sich somit die Vermutung, dass es bei der Aufnahme ins Archiv falsch datiert wurde.

Um das Dokument zeitlich noch genauer eingrenzen zu können, soll nun nach der paläographischen eine Untersuchung der darin enthaltenen Wasserzeichen durchgeführt werden.

Auch der im Handbuch enthaltene Text einer Schenkungsurkunde einer Hildegard von Ittendorf über einen Weinberg „Gallens“ in Bermatingen könnte für eine weitere zeitliche Eingrenzung Aufschluß bringen. Es wird somit eine weitere Herausforderung sein, die Person und den erwähnten Weinberg in anderen Quellen ausfindig zu machen und zeitlich festzulegen. Für den Vortrag wird jedoch vorerst das 15. Jahrhundert als Grundlage für weitere Forschungen angenommen.

In Hinsicht auf die Schrift des Buches entsteht die Vermutung, dass es sich vielleicht um eine Abschrift eines eventuell älteren Exemplars handelt. Das Schriftbild ist über die ganzen Seiten hin sehr einheitlich und vermutlich in kürzerer Zeit niedergeschrieben worden. Auch die braune Tintenfarbe, vermutlich Eisengallus, ist durchweg die gleiche. Bei dem verwendeten Beschreibstoff handelt es sich um Hadernpapier, welches man auch für die später noch zu erwähnenden Oberbursarbücher verwendet hat. Das Handbuch selbst umfaßt nur 59 Blätter, welche recto und verso beschriftet sind. Der Buchblock mißt ca. 21,5 cm Länge und 16 cm Breite. Es handelt sich hiermit um ein sehr handliches Buch.

Bei einer genaueren Betrachtung des Inhalts fällt die unsystematische Reihenfolge der einzelnen Themen auf. So findet man verschiedene Anweisungen für den Pfister, wie er mit den Meiern umgehen soll hinter den Lohntabellen für Sommer- und Winterernten,

Fuhrhlöhne für Misttransporte werden nach den Holzfrevelstrafen erwähnt und auf Fleischpreise folgen Umrechnungstabellen von Gulden in Schilling Pfennige. Es entsteht der Eindruck, dass die Aufzeichnungen notizbuchartig und in der eintreffenden Reihenfolge aufgezeichnet wurden. Dies legt die Vermutung nahe, dass es nicht dazu gedacht war im Kloster zu verbleiben, sondern außerhalb benutzt wurde. Eine Hypothese, die später noch einmal aufgegriffen werden soll.

Inhaltlich bietet das Handbuch einen guten Einblick in die klösterlichen Wirtschaftsabläufe und den Handel des 15. Jahrhunderts. So finden sich darin zum Beispiel Löhne, Preise, Verhaltensregeln für den Umgang mit Knechten, Meiern und Bediensteten der Grangien (z.B. Dreschermeister), sowie Hinweise auf Weinbau, Markttätigkeiten und die niedere Gerichtsbarkeit. Diese erlauben deutlich einen Einblick in das Zusammenspiel zwischen dem Kloster auf der einen und den Meierhöfen, Bauern und Städten auf der anderen Seite. Um ein Beispiel zu nennen, werden den Meiern Auflagen gemacht, wie sie ihre Wirtschaftshöfe zu führen haben und wie die Wiesen und Felder zu pflegen und bearbeiten seien. Es werden jedoch auch Grundsätze für die Landwirtschaft festgelegt. So sollen z.B. nach dem Säen keine Felder betreten oder Hecken ohne Erlaubnis geschnitten werden.

Dass sich die Konventualen für ihre abhängigen Helfer verantwortlich zeigten, sieht man auch an einem Abschnitt, in welchen deutlich darauf hin gewiesen wird, dass Meier, die in Not geraten sind, Unterstützung vom Kloster zu erwarten haben. Andererseits wird aber auch darauf hingewiesen, dass Meier, die ihre Höfe und Felder nicht ausreichend bewirtschaften und versorgen, nach mehreren Aufforderungen von selbigen vertrieben werden können.

Die exakten Auszahlungen der Pflichten des Pfisters und der Meier vermitteln einen aufschlußreichen Einblick in die Verwaltungsstrukturen und den persönlichen Umgang zwischen dem Kloster und seinen „Angestellten“. So hat ein Pfister seine Knechte und Köche zu bezahlen und den direkten Kontakt mit den Dreschermeistern und Meiern zu pflegen. Dass er auch dabei die entstehenden Kosten für Verpflegung selbst zu bezahlen hat, wird ebenfalls erwähnt. Ein spannender Hinweis darauf, dass es offensichtlich eigene Kassen für die jeweiligen Ämter gab. Dies wird auch in der Aussage deutlich, dass Ausgaben, für Knechte und Kost die nicht zum Amt des Pfisters gehören, vom Bursar bezahlt wurden.

Auch Angaben aus anderen Quellen, z.B. den klösterlichen Bursarbüchern, beweisen, dass der Bursar auch für Verpflegungskosten aufkam, wenn der Abt und der Pfister unterwegs waren. Weitere Quellen, in denen zum Beispiel auch die Versorgung der (Reise-) Pferde abgerechnet wird, werden in der später folgenden Forschungsarbeit näher aufgeführt werden.

Gleichzeitig findet sich auch hier ein Beweis dafür, dass der Pfister „herr“ sich im 15. Jahrhundert nicht, wie sonst angenommen, an die „stabilitas loci“ hielt, sondern durchaus auch in den Meierhöfen und auf den Märkten unterwegs war. Das bisher verbreitete Bild des Pfisters, welcher nur in seiner klösterlichen Amtsstube tätig war und nach draußen durch beschäftigte Konversen wirkte, wird damit entkräftet.

Um die Forschungen hierzu noch weiter vertiefen und erweitern zu können, wurden ähnliche Archivalien zu diesen Bereichen herangezogen. So fanden sich ebenfalls im

Generallandesarchiv Karlsruhe mehrere, noch nicht edierte Oberbursambücher aus dem Zeitraum 1489 bis 1500¹. In diesen wurde exakt festgehalten, welche Ein- und Ausgaben das Kloster hatte, von wem das Geld in Form von Abgaben und Verkäufen kam und wofür es verwendet wurde.

Diese Aufzeichnungen sind auf mehreren Seiten mit Überschriften aufgeteilt und scheinen der modernen Buchführung nicht unähnlich.

Interessant ist die Tatsache, dass einige der Produkte, welche in den Bursarbüchern sehr ausführlich erwähnt werden, auch ihren Niederschlag im Handbuch des Pfisters fanden. So werden im Handbuch über mehrere Seiten nur Fleischpreise für verschieden Gewichtsmengen aufgelistet, während in den Oberbursarbüchern zusätzlich noch Einträge über Kauf und Verkauf von Vieh, Kälbern und Innereien zu finden sind. Den Konversen war es danach möglich nicht nur Fleisch in Krankheitsfällen zu essen, wie es die Regeln vorsahen, sondern sie genossen es vermutlich auch in der täglichen Speisefolge. Auch dies gilt es noch näher zu untersuchen. Auch verschiedene Getreidearten wie Weizen, Hafer, Dinkel und Roggen werden zum Teil in beiden Büchern erwähnt. Ein großer Abschnitt in beiden Büchern ist dem Kapitel „Ernte und Landwirtschaft“ gewidmet. So findet man über mehrere Seiten die Namen von Erntehelfern, sowie Auflistungen über Löhne für Ernte und das Setzen von Weinstöcken. Auch werden ausführlich die Ortschaften des Salemischen Besitzes in denen Landwirtschaft betrieben oder von denen der Zehnte eingefordert wurde erwähnt. Damit lässt sich sehr gut eine Übersicht erstellen, wie groß der Einzugsbereich und Besitz des Kloster im 15. Jahrhundert war.

Interessante Einblicke in die Handelstätigkeiten des Kloster geben im Handbuch Auflistungen, in welchen die Maßenheiten von Getreide zwischen Ravensburg und Überlingen verglichen werden. Auch verschiedene Währungen, die zu dieser Zeit in den Städten des Bodenseeraums und jenseits der Alpen im Umlauf waren, werden mit Hilfe von Tabellen umgerechnet. So findet man neben den typischen Schillingen und Pfennigen, auch Währungen wie Kreuzer², Gulden³ und Batzen⁴. Diese lassen sich bereits seit dem 14. Jahrhundert zunehmend im Bodenseegebiet nachweisen. Dies sind Hinweise darauf, dass das Kloster in engem Kontakt zu den umliegenden Städten und Märkten stand. Eine Vertiefung dieses Themas wird jedoch erst in der folgenden Arbeit stattfinden.

Um das Wissen über diese Zeit noch zu erweitern, sollen in der Arbeit auch die bereits erwähnten Bursarbücher näher betrachtet werden. Darin finden sich neben Gegenständen des privaten Gebrauchs, wie z.B. Tuche, Leder, Wolle und Faden zur Herstellung von Kleidung auch klösterliche Gebrauchsgegenstände wie Wachs und Kerzendochte. Einen guten Hinweis auf beschäftigte Handwerker findet man hingegen

1 GLAK Standnummern: 62- 8662- 8665.

2 1340 erstmals in einer Besitzaufstellung des Bischofs von Freising, Konrad v. Klingenberg erwähnt. Dies waren die seit dem 13.Jdt. von den Grafen von Tirol geprägten „Dickmünzen“.

3 Mit dem zweiten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts kommt es durch das Eindringen auswärtiger Goldmünzen als Zahlungsmittel zu einer einschneidenden Veränderung des gesamten Geldwesens. (Cahn, p. 166).

4 1499 mit neuer Münzordnung von Konstanz.

in der Auflistung der Werkstoffe wie Hanfseile, Leder, Eisen und Stahl. Ein Zeichen dafür, dass auch rege Bautätigkeiten durchgeführt wurden, findet man bei der Beschreibung von verschiedenen Metallen wie Eisen, Zinn und Blei, sowie der Erwähnung von Glas und Ziegel. Passend dazu sind auf einigen Seiten auch die Löhne für Berufe wie Zimmerleute, Schmiede und Wagner erwähnt. Es wird somit deutlich, dass das Kloster sich auch durchaus um den eigenen Ausbau und die Instandhaltung seiner Gebäude und Anlagen kümmerte. Das Kloster verfügte somit über Konversen und Fachleute aus Bauhütten, die sich damit auskannten.

Ein großes Kapitel, welches man bis heute im Salemer Handels- und Wirtschaftsleben nicht vergessen darf, ist der Weinhandel. Obwohl das Kloster selbst umfangreiche Weinanbaugebiete in verschiedenen Gegenden rund um den Bodensee besaß und einen reichen Ertrag einfuhr, kaufte es die Ernten der umliegenden Wirte (= Meier) auf, um sie insgesamt gewinnbringender verkaufen zu können. Auch hierzu geben die Bursarbücher genaue Auskunft. Über Löhne und die Anzahl der gepflanzten Weinstöcke hingegen informiert das Handbuch ausführlich. Eine Information, die für den Gebrauch vor Ort ausreichend war.

Eine Eintragung hingegen lässt sich mit den übrigen Themen nicht ganz vereinbaren. Es handelt sich hierbei um die bereits erwähnte Schenkung der „Hüldgardis“ von Ittendorf und eine angehängte Speisefolge, die zu Ihrem Gedächtnis jährlich im Kloster abgehalten werden soll.

Der genaue Grund warum ausgerechnet diese Schenkung und nicht die unzähligen anderen im Handbuch vermerkt wurden, ist nicht auszumachen. Da die weiteren Forschungen über die Schenkerin jedoch noch nicht abgeschlossen sind, ist hierzu vielleicht noch etwas zu finden. Es mag auch möglich sein, dass eine engere Verbindung zwischen der Schenkerin und dem Kloster bestand, welche die Aufnahme der Urkunde und der folgenden Speisefolge erforderlich machte.

Die Schenkung selbst handelt von einem Weinberg im Bermatingen namen „Gallens“. Dieser konnte zwar in der Vergangenheit noch nicht genauer ausfindig gemacht werden, doch auch hierzu sind die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen.

Das besondere an diesen Eintragungen ist jedoch die Speisefolge zum Gedächtnis. Es handelt sich hierbei um ein Elf-Gänge-Menü, welches in einer festgelegten Reihenfolge serviert werden soll. Darin findet man neben herzhaften Speisen wie Huhn, Fleisch, Fisch und Krebsen, auch für den heutigen Geschmack etwas ungewöhnliche Gerichte, wie Vogelhirn und Euter. Gebackenes und Gesottenes darf jedoch ebenso wenig fehlen, wie die süße Nachspeise. Zum Abschluß einen guten Tropfen Wein und Käse mit Weintrauben.

Es entsteht hier der Eindruck, dass es den Klosterbewohnern des 15. Jahrhunderts nicht schlecht ging und das Bild vom mageren, hungernden Mönch nicht ganz der Wirklichkeit entsprach. Auch macht es deutlich, welche Zutaten das Kloster zur Verfügung hatte. So wird neben Krebsen aus dem Illensee und Fischen aus Konstanz auch Senf erwähnt. Diese mußten auf den Märkten oder in der Umgebung eingekauft werden. Ein weitere Hinweis dafür, dass das Transportsystem (Logistik) und der Versorgungsweg (Waren vor Ort) der Waren gewährleistet sein mußten.

Abschließend lässt sich, in Bezug auf die unterschiedliche Nutzung der Bücher, einiges feststellen:

Während das Handbuch mehr einer „Arbeitsplatzbeschreibung“ ähnelt, erinnern die Bursarbücher an exakt geführte Kontenbücher der Neuzeit. Das Handbuch war somit vermutlich die Kurzversion und für den schnellen Überblick gedacht, während die anderen eher der Besitzermittlung und dem Haushaltsüberblick galten. Auch drängt sich der Verdacht auf, dass das Handbuch für den externen Gebrauch gedacht war, während die Bursarbücher mit Sicherheit innerhalb des Klosters, vermutlich der Registratur, verblieben.

Der Gebrauch des Handbuchs war vermutlich auch für die nachfolgenden Amtsinhaber von großem Nutzen und diente deren Anleitung, auch wenn zu diesem Zeitpunkt viele Informationen, wie Preise, Löhne und Namen der Drescher überholt waren. Es vermittelte dennoch ein Bild von den Aufgaben und Pflichten, hielt sie über die Preisentwicklung der klostereigenen Waren auf dem Laufenden und half ihnen, im Zweifelsfall wichtige Entscheidungen zu treffen oder diese damit zu belegen. Für den Einblick in die Wirtschafts- und Landwirtschaftsgeschichte des Klosters Salem ist es daher eine unverzichtbare Quelle.

Schlußbemerkung:

Das Handbuch bietet, im Vergleich zu den umfangreicheren Oberbursarbüchern und noch anderen existierenden Quellen, nur einen kleinen Ausschnitt aus den umfassenden Wirtschaftstätigkeiten und Handelsgeschäften des Klosters Salem im 15. Jahrhundert.

Der Inhalt und die auf das Wesentliche beschränkten Informationen die nur vor Ort benötigt wurden, lassen den Schluß zu, dass es sich beim „Handbuch des Pfisters“ um ein „Notizbuch“ für die wirtschaftlichen Tätigkeiten des Klosters gehandelt hat. Der Benutzer setzte sein Wissen um Löhne und Preise, sowie seine Rechte und Pflichten im Umgang mit den Meiern und anderen Lohnarbeitern vor Ort um. Da diese Inhalte offensichtlich in früherer Zeit für das Kloster sehr wichtig waren machte man sich im 15. Jahrhundert die Mühe es so detailgetreu wie möglich abschreiben zu lassen. Dass sich dabei der eine oder andere Rechen- und Grammatikfehler einschlich wurde entweder nicht bemerkt oder akzeptiert.

Es ist somit ein deutlicher Hinweis darauf, dass die Mönche des Klosters sich nicht mehr der *stabilitas loci* unterworfen fühlten, sondern ihre Geschäfte an wichtigen Orten selbst in die Hand nahmen und eine rege Reisetätigkeit zeigten.

Im Anschluß an die Erläuterungen des Inhalts soll im Anhang die Edition des Handbuchs folgen.

Ulrich Lindemann

*Johannes Grünwalder († 1452) als Generalvikar und Bischof von Freising.
Ein erfolgreicher Klosterreformer?*

Johannes Grünwalder wird in der modernen Forschungsliteratur durchgängig das Epitheton eines erfolgreichen Reformers der Kirchen und Klöster der Diözese Freising beigelegt. Da diese Literatur wenig zahlreich ist und häufig lediglich ältere Werke zitiert werden, kann natürlich in einer wissenschaftlichen Arbeit zu Grünwalders Person nicht die Frage fehlen, auf welcher Grundlage dieses Attribut eigentlich basiert: Ist es eine außergewöhnliche Methode, mit der Grünwalder als Generalvikar bei der Visitation der Klöster vorging, ist es eine besondere Dauerhaftigkeit der Maßnahmen, die er dabei durchführte? Beruht der Ruf auf der bedeutenden Position, die der spätere Bischof auf dem Konzil von Basel und insbesondere als Mitglied der Deputatio pro reformatorio einnahm, oder hat zum großen Teil der Reformwille seiner beiden Halbbrüder, der Herzöge Wilhelm III. und Ernst von Bayern-München, den Grundstein dafür gelegt? Vor dem Hintergrund der innerkirchlichen Auseinandersetzungen des 15. Jahrhunderts und der theologischen Debatten um die anzustrebende Gestalt der Kirche sollen die verschiedenen, gerade erwähnten Aspekte angesprochen und im Rahmen der Zeit thematisiert werden. Ziel ist es auch, einen Blick auf verschiedene andere Zeitgenossen Grünwalders zu werfen, die im Sinne der Kirchenreform tätig waren, um im Vergleich herauszufinden, welche Bedeutung der Aspekt des "Erfolgs" bei der Bewertung dieser Personen hat. Der Verdacht drängt sich nämlich auf, dass, da man Grünwalder außerhalb seiner mit der Reform verbundenen Tätigkeiten historisch nur wenig fassen kann, diese Tätigkeiten aus der Sicht einer lokal gefärbten (Freisinger) Geschichtsschreibung über die letzten 500 Jahre hinweg mangels Alternativen einfach erfolgreich sein mussten. Im Verlaufe des Vortrages werden die verschiedenen Gesichtspunkte Grünwalders Handeln anhand zeitgenössischer Quellen eingeordnet und die Aussagen der modernen Forschungsliteratur hinterfragt werden.

Eva Ferro

*Zwei Heiligenoffizien aus Verona: San Zeno, San Fermo e Rustico:
Strategien der Konstruktion von Heiligkeit und Transferprozesse innerhalb
der Offiziendichtung*

Die sogenannte ‚Tagzeitenliturgie‘ oder auch ‚Stundengebet‘ stellte im Mittelalter neben der Messe das Zentrum des geistlichen Lebens einer jeden religiösen Gemeinschaft dar, egal ob Bischofskirche, Stift oder Kloster. Das biblische Gebot des immerwährenden Gebets (*laus perennis*) wurde symbolisch aufrechterhalten, indem es zu jeder Stunde des Tages und der Nacht (*Vesper*, *Matutin*, *Laudes*, *Horen*) gebetet wurde. Dabei handelte es sich nicht nur um ein simples gemeinsames Beten, sondern um einen vielschichtigen Ritus, der auf mehreren medialen Ebenen stattfand: nämlich im Beten, Singen, Psalmodieren und Lesen. Ebenso vielfältig wie die mediale Vermittlung waren die Text- und Musikgattungen, die in diesem Ritus ihren Platz fanden: neben dem gleichbleibenden Grundstock der Psalmen und der Neutestamentarischen *Cantica* gab es Hymnen, Antiphonen und Responsorien, die jeweils von neu komponierten oder schon bekannten Melodien begleitet wurden.

Die Erforschung dieses Bereiches der mittelalterlichen Liturgie hat sich in den letzten Jahrzehnten äußerst intensiv weiterentwickelt: Von der Seite der mittellateinischen Philologie (Berschlin, Jonsson, Ochsenbein, Heinzer) sowie vonseiten der Musikgeschichte (Hiley, Moller) vermehren sich die Studien über Texte und Melodien der sogenannten Offiziendichtungen, d.h. der Reihen von Antiphonen und Responsorien, mit denen die liturgischen Feste zelebriert wurden. Als besonders aufschlussreich hat sich die Erforschung der liturgischen Offizien für lokale Heilige erwiesen, eine Gattung die neben Tropus und Sequenz ihren Anfang in der karolingischen Zeit findet und die besonders ab dem 10. Jh. gepflegt wurde.

In diesem Forschungsbereich ist auch mein Dissertationsvorhaben angesiedelt. Ziel meiner Arbeit ist die Verfassung einer Edition und einer Studie der Heiligenoffizien für die Stadtpatronen der oberitalienischen Stadt Verona. Besonderes Augenmerk soll dabei auf die Art der Edition solcher Texte und auf die von der Philologie oft unterschätzten kulturwissenschaftlichen Aspekte liturgischer Quellen gelegt werden. Außerdem sollen Heroisierungsstrategien sowie spezielle Heiligenbilder herausgearbeitet werden.

In dem Workshop werde ich in die Liturgie des Stundengebetes (Geschichte, Elemente, Struktur) sowie in die Gattung der Offiziendichtung (*historia*) und ihre Geschichte einführen. Auf Grundlage dieser Begriffsklärung werde ich mich der Analyse zweier Textzeugen meines Dissertationsprozesses widmen: Dem Offizium für den heiligen Bischof Zeno in zwei abweichenden Versionen, nämlich die ursprüngliche Version des Offiziums in *cursus*

romanus und die für den *cursus monasticus* erweiterte Fassung derselben. Dabei werden nicht nur genuin philologisch-literaturwissenschaftliche Fragen leitend sein, sondern auch kulturwissenschaftliche Perspektiven mit einbezogen. Unter die erste Kategorie fallen hierbei Aspekte wie: Aus welchen Quellen schöpfte der Dichter für die „Zusammenstellung“ des Offiziums? Wie ging er mit diesen um? Welches Bild des

Heiligen wird konstruiert? Welches Zusammenspiel ergibt sich zwischen den Texten der Antiphonen und der Responsorien und den der Psalmen, Lektüren und Hymnen? Eine kulturwissenschaftliche Perspektive ergibt sich durch die Erschließung der liturgischen Bücher, die diese Texte überliefern und sie in einen bestimmten liturgischen Praxiskontext verankern: Entspricht das Buch dem Bistumsbrauch oder sind Einflüsse oder Verflechtungen mit anderen Orten oder Orden festzustellen? Was vermitteln die Nutzungsspuren (Radierungen, Rubriken, Regieanweisungen)? In welchem Verhältnis steht das Buch mit anderen liturgischen Büchern (Lektionaren, liber ordinarius, Hymnar usw.)? Gibt es Hinweise und Anknüpfungen an Altäre, Kirchen oder anderen religiösen Gebäude?

Ingrid Kasten

*Begehren, Körper und Schrift im 'Fließenden Licht' Mechthilds von
Magdeburg*

Das Begehren nach einer Überschreitung der Grenze zwischen Gott und Mensch ist ein zentrales Thema in der Mystik aller Religionen. Die Ausgestaltungen und Verlaufsformen werden jedoch von den Inhalten, den rituellen Praktiken und Körperkonzepten der einzelnen Religionen bestimmt und sind entsprechend unterschiedlich.

Hiervon ausgehend versuche ich, in meinem Vortrag die Spezifik des Begehrens in Mechthilds Schrift zu beschreiben, indem ich nach Bewegungsstrukturen und -abläufen frage, die es auslöst und in denen sich die unio vollzieht. Dabei wird sich der Fokus auf die Metaphorik und vor allem auf die Ambivalenz des Körperbildes im Fließenden Licht richten. Erklärungsbedürftig ist, ob und in welchem Zusammenhang das Körperbild mit dem Konzept der unio und mit der Bedeutung steht, die Mechthild dem Gebrauch der Schrift zuweist.

Carola Jäggi

*Die Sprache der Architektur: Mittelalterliche Klosterkirchen im
Spannungsfeld von Orden, Territorialherrschaft und lokaler Bautradition*

Das Paradigma der Ordensbaukunst hat in der Kunstgeschichtsschreibung bis heute Konjunktur. Insbesondere im Bereich der Zisterzienserarchitektur wird die Existenz eines Idealplans postuliert, der die uniformitas des Ordens monumental veranschauliche. Jüngere Überblicksstudien zur mittelalterlichen Zisterzienserarchitektur haben aber gerade durch ihre gesamteuropäische Perspektive ergeben, dass es d i e zisterziensische Idealkirche nicht gab. Der sog. bernhardinische Plan, unter dem man seit dem mittleren 20. Jahrhundert die Kombination eines dreischiffigen basilikalischen Langhauses mit ausladendem Querhaus, vorspringendem rechteckigen Presbyterium und mehreren ebenfalls gerade schließenden Chorflankenkapellen versteht, war zwar in vielen Regionen Europas bekannt und verbreitet, war aber nur e i n e Lösung unter anderen. Für die Einheitlichkeit des Ordens war die Verständigung auf einen überregional einheitlichen Bautyp ganz offensichtlich keine Bedingung. Dennoch lassen sich Typencluster fassen, die auf Kommunikationssysteme unterhalb der Ebene „Gesamtorden“ schließen lassen, die regionale Baugewohnheiten und/oder eine gezielte Einflussnahme seitens eines weltlichen Stifters bzw. Landesherrn verraten. Im Zentrum des Vortrags soll dann auch die Frage stehen, wer in concreto für die Wahl eines Bautyps verantwortlich war, in welchen Medien Bautypen und -formen auch über weite Distanzen kommuniziert wurden und wer schließlich die Ausführung des aufgehenden Baukörpers übernahm.

Sebastian Mickisch

Gebauter und symbolischer Raum bei den Prediger- und Minderbrüdern im 13. Jahrhundert

Anders als die klaustralen Orden, deren Klöster idealiter einen durch sichtbare und unsichtbare Mauern umschlossenen Schutzraum – eine Präfiguration des Himmlischen Jerusalem – im Meer der Welt darstellten, war bei den Franziskanern und Dominikanern von Beginn an keine derartige Abschirmung zwischen den Brüdern und der Welt gewollt, da letztere ja auch das Meer war, in dem sie die Menschenfischer sein sollten. Ohne die Wahrung der eigenen Reinheit jedoch konnte Gott nicht in die Seelen der Brüder einziehen, und somit auch nicht durch sie wirken.

Dominikus von Bologna besaß – anders als Franziskus von Assisi – eine theologische Ausbildung und lebte einige Jahre in einem Kanonikerstift (El Burgo de Osma), wo er unter Bischof Diego das Amt des Subpriors ausübte. Außerdem soll er auf seinen Reisen die Zisterziensische Mutterabtei Cîteaux kennengelernt und dort das Mönchsgewand empfangen haben (Jord17). Nach Gründung seiner eigenen Gemeinschaft wurde den Brüdern im Jahr 1216 die Kirche Sankt Romanus in Toulouse übertragen und ihnen ein Kloster mit Zellen zum Studium errichtet. Von Anbeginn an ist die Verwendung von Architektur und die Nutzung gebauter Räume Grundbestandteil dominikanischen Lebens. Dass diese Strukturen nicht nur pragmatischen Zwecken (dem Studium und der Predigt) dienten, sondern sie darüber hinaus auch mit symbolischer Bedeutung aufgeladen werden, überliefert u.a. Jordan von Sachsen, der – um das nächtliche Schließen der Tür beim Gebet zum Vater zu erklären – Mt 6,6 zitiert, wo es heißt, die Türen seien aus Furcht vor den Juden geschlossen.

Die Dualität zwischen Innen und Außen, von Kontemplation und Missionierung, von Streben nach Heil für die eigene Seele durch Abgrenzung vom Lärm der Welt und gleichzeitiger Erlösung der Welt von der Verdammnis durch Verbreitung des Evangeliums, war ebenfalls Kern des franziskanischen Mandatums. Diese Abgrenzung erfolgte bei ihnen zwar ebenfalls sowohl räumlich als auch geistig, wobei hier jedoch zunächst keine eigens dafür hergestellte Architektur notwendig war. Im Gegenteil, war den Brüdern doch vom Ordensgründer verboten worden, Häuser anzunehmen. Lediglich die Nutzung einfacher ephemerer Konstruktionen war ihnen vom Ordensgründer erlaubt. Erst im Zuge der Institutionalisierung und Ausbreitung der Franziskaner entstanden ab der Mitte des 13. Jh. zunehmend aufwendiger und größer gestaltete Gebäude und Bautenkomplexe mit differenzierten Raumfolgen, bei deren Anlage wie bei den Dominikanern auf vorhandene Typen zurückgegriffen werden konnte, die variiert und häufig in reduzierter Form Verwendung fanden. Neben Kontakträumen zwischen Brüdern und Weltlichen dürften, ebenso wie in der Frühzeit des Ordens, auch in den Konventen Räume existiert haben, welche Kontemplation in Abgrenzung vom Lärm der Welt ermöglichten.

Der Vortrag möchte die Unterschiede in Genese und Legitimation von Räumen und die ihnen zugeordnete Symbolik bei Dominikanern und Franziskanern im 13. Jahrhundert erörtern sowie die Frage aufwerfen, ob sich diese Unterschiede in der Architektur der Orden widerspiegeln.

Verena Gremaud

Die Frowin-Bände der Stiftsbibliothek Engelberg

*Non rodant mures, non ausint tollere fures,
Librum qui domino datus est a patre Froino.* (Engelberg, Stiftsbibliothek, Cod. 76, fol. 1r)

Die Arbeit in Skriptorium und Bibliothek eines Klosters ist exemplarisch für die Disziplinierung monastischer Lebensinhalte. Am Beispiel einer Gruppe von rund 50 Handschriften der Stiftsbibliothek Engelberg, den Pergamentcodices von Abt Frowin (1143–1178), werden lokale Besonderheiten der Handschriftenproduktion im Zuge der Hirsauer Reform untersucht. Vermutlich war Frowin, der zur Reformierung Engelbergs aus St. Blasien geholt worden war, der Gründer des klostereigenen Skriptoriums, das nach seinem Tod von seinen Nachfolgern weitergeführt wurde. Eine in Inhalt und Form derart einheitliche Sammlung wie die Frowins – in Bezug auf die Bearbeitung des Pergaments, die Seiteneinrichtung, die Schrift, den Buchschmuck, die Bindung, die Textanordnung und -kombination – ist aus der Folgezeit allerdings nicht mehr erhalten. Eine weitere Eigenheit der Frowin-Bände, die diese als geschlossene Sammlung kennzeichnet, sind unscheinbare Verseinträge. Meist sind es zweizeilige Leoniner, die auf einer der ersten oder der letzten Seiten von der Text- oder von anderer Hand eingefügt wurden, manchmal Bezug auf den Inhalt nehmen und die Codices Abt Frowin zuschreiben. Ihr Charakter unterscheidet sich wesentlich von den üblichen Besitzeinträgen oder Schreiberversen, und der Wortlaut scheint oft zu meinen, dass Frowin selbst der Schreiber zahlreicher Bände war. Da infolge der Hirsauer Reform auch Engelberg – vielleicht schon seit seiner Gründung 1120 – bis 1615 ein Doppelkloster war, stellt sich zudem die Frage, ob und in welcher Weise die Nonnen an der Arbeit im Skriptorium beteiligt waren. Die Frowin-Bände sind bis auf einige Ausnahmen biblisch-patristischen Inhalts. Die Vorlagen der Kopisten sind nicht identifiziert; ein Teil davon stammt womöglich aus Muri, das die Neugründung Engelberg mit den ersten Mönchen besiedelt hatte, mit Sicherheit aber aus dem Wirkungskreis von Hirsau und St. Blasien. Für Engelberg ist kein vollständiger mittelalterlicher Bibliothekskatalog erhalten, es gibt allerdings ein Verzeichnis klassischer Werke am Ende eines Gregor-Codex (Engelberg, Stiftsbibliothek, Cod. 1007, fol. 114r). Diese Liste wird als Schulbücherliste bezeichnet, weil die aufgeführten klassischen Lehrbücher das frühe Vorhandensein einer Klosterschule belegen sollten.

Literaturauswahl und Links

- Gottwald, P. Benedictus, *Catalogus codicum manu scriptorum qui asservantur in Bibliotheca Monasterii O.S.B. Engelbergensis in Helvetia, Freiburg im Breisgau* 1891
- Bruckner, Albert, *Scriptoria Medii Aevi Helvetica* 8. Schreibschulen der Diözese Konstanz. Stift Engelberg, Genf 1950
- Lehmann, Paul, *Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz*, Bd. 1: Die Bistümer Konstanz und Chur, München 1969
- Digitalisate und Beschreibungen: e-codices.ch / weitere Bestände und Kataloge: codices.ch

Maarten J.F.M Hoenen

Heiligkeit und Disziplinierung. Die Autorität des Thomas von Aquin in den Kontroversen zwischen Dominikanern und Franziskanern

In meinem Vortrag werde ich auf den bemerkenswerten Fall eingehen, wie die Heiligkeit des Thomas von Aquin zum Autoritätsargument in der Lehre wurde und somit das Wissen und den Unterricht innerhalb und außerhalb des Dominikanerordens disziplinierte. Der Fall ist insofern bemerkenswert, als die Lehre des Thomas vor dessen Heiligsprechung vor allem von franziskanischer Seite stark angegriffen wurde. Er vertrete mit seiner Lehre nicht die bewährte Tradition und seine nur an der intellektuellen Bildung orientierte Lebensweise entspräche nicht dem mendikantischen Ideal, so wurde argumentiert. In ihrer Reaktion stilisierten die Dominikaner Thomas als den doctor communis, der die allgemeine Lehre der Kirche verteidigt und durch seine Demut, seine vielen Gebete und seine seelische Reinheit nur Gott gedient habe. Diese Strategie war erfolgreich. Thomas wurde 1323 von Johannes XXII. heilig gesprochen und seine Heiligkeit galt nunmehr für die Dominikaner als Argument für die Wahrheit seiner Lehre. Damit war das letzte Wort jedoch noch nicht gesprochen. Denn die Kontroverse dauerte fort, wenn auch unter anderen Vorzeichen, und erreichte einen neuen Höhepunkt im 15. Jahrhundert, als die Verteidiger von Thomas sich in den Debatten mit Skotisten und Nominalisten als Verteidiger der kirchlich autorisierten Wahrheit stilisierten und die Kritiker des Thomas der Häresie beschuldigten. In diesem Sinne gestalteten sie auch ihre Schulbücher, die nunmehr mit Gebeten des Thomas von Aquin, päpstlichen Empfehlungen seiner Lehre und Predigten zu dessen Ehre ergänzt wurden und den akademischen Büchermarkt überfluteten.

Im Mittelpunkt meiner Darstellung wird die Frage stehen, um was es sich bei dieser versuchten und teilweise erfolgreichen Disziplinierung des Wissens nach thomistischem Zuschnitt nun eigentlich handelt. Denn es ist auffallend, dass in den Empfehlungen, die Lehre des Thomas zu befolgen, in der Regel keine Inhalte genannt werden. Die frühen Debatten zwischen Dominikanern und Franziskanern, wie sie bald nach dem Tod des Thomas geführt wurden, bringen jedoch Licht in dieser Sache. Sie nennen Inhalte und legen nahe, dass die Kontroverse grundsätzlich um das Problem kreiste, wie der Geist sich unter den Gehorsam Christi stellen solle, wie es Paulus in seinem 2. Korintherbrief gefordert hatte (2 Kor 10,5). Geschehe dies, indem man der Autorität der Kirche und der Tradition oder indem man der eigenen von Gott dem Menschen gegebenen Vernunft folgt? Einige Franziskaner warfen Thomas vor, dass er an entscheidenden Punkten nur die menschliche Vernunft habe sprechen lassen, und zwar zu Lasten der Lehre des Glaubens. Die Dominikaner verteidigten Thomas, indem sie hervorhoben, dass nach ihm die Vernunft von Gott erschaffen wurde und somit niemals in Widerspruch zum Glauben geraten könne, wenn sie ihren eigenen Prinzipien folgt. Die Heiligsprechung kodifizierte diese besondere Sicht auf die Vernunft und damit eine ganz bestimmte kontroversielle Art, das menschliche Wissen nach dem Maßstab der eigenen Vernunft zu

disziplinieren. Dass dieses Modell das Wissenschaftsideal der damaligen Universitäten war, auch wenn es ein Produkt des Dominikanerordens ist, gehört zur Ironie der Geschichte.

Stève Bobillier

*La liberté et la notion de personne chez Pierre de Jean Olivi, franciscain du
XIIIème siècle*

En abordant les commentaires qui furent rédigés à propos des *Sentences* de Pierre Lombard, nous constatons que de nouvelles interrogations semblent avoir été développées par les penseurs scolastiques durant le XIIIème siècle. En effet, une profonde réflexion sur les causes du péché des substances séparées est menée dans ces ouvrages. La problématique y est définie en ces termes : comment l'ange, en vertu de son intellect pur et de son essence parfaite, peut délibérément choisir de faire le mal et de s'éloigner ainsi de Dieu. Il s'agit donc de comprendre comment la liberté angélique peut se déterminer à agir à l'encontre même de ce que lui dicte son intellect. La question du primat de la volonté prend ainsi toute son ampleur dans le cas des démons.

Afin de mieux saisir la portée de ces réflexions, il nous a semblé important de soulever lors de ces journées interdoctorales une question liée à cette problématique. Il s'agit de l'émergence de la notion moderne de personne chez Pierre de Jean Olivi. En effet, si l'histoire de la philosophie impute généralement l'émergence de la notion du « Je » à l'œuvre de Kant, nous pouvons cependant trouver l'origine de cette conception chez le franciscain. Ainsi, nous verrons qu'Olivi fonde non seulement une épistémologie assurée, mais également une éthique à partir de la conscience que le sujet possède de lui-même.

L'innovation de la pensée de ce franciscain, eut un impact considérable sur ses contemporains et sur l'ensemble de son ordre. La primauté qu'il accorde à la volonté par rapport à l'intellect ou encore sa position sur les questions de la pauvreté sont des problématiques qui s'intègrent totalement dans les débats qui avaient lieu à la fin du XIIIème siècle. Pour cette raison, il nous semble pertinent et intéressant de pouvoir discuter des thèses d'Olivi lors de cette formation qui porte notamment sur les ordres religieux au Moyen Âge.

Marc Bayard

„Peripatetici quos certe deficere puto.“ – Wen meint Nicolaus Cusanus damit?

In der Forschung ist man sich einig, dass Nicolaus Cusanus in der Philosophiegeschichte am Scheideweg zwischen Mittelalter und Neuzeit steht. Das genauere *Wie* ist jedoch sehr umstritten. Steht Cusanus in der scholastischen Tradition, die er weiter bringt, oder grenzt er sich davon bewusst ab, um neue Wege zu gehen? Explizite Hinweise dazu findet man in den Texten des Cusanus äusserst selten. Weder nimmt er ausdrücklich Bezug auf scholastische Philosophen des 15. Jhs., noch nimmt er direkt an deren Debatten teil. Was relativ sicher aus seinen Werken hervorgeht, ist seine Hinwendung zum neuplatonischen Denken und dem damit verbundenen kritischen Umgang mit Aristoteles und dem Aristotelismus. In neuplatonischer Manier unterscheidet er zwischen den Philosophenschulen der *platonici* und der *peripatetici*, deren Ergebnisse er immer wieder diskutiert, meistens als unzureichend verwirft, um dann mit einer eigenen Lösung dazwischen klärend zu vermitteln.

Nun die Frage: Wen meint Cusanus, wenn er von den *peripatetici* spricht? Meint er damit die ganze aristotelische Tradition der Scholastik, oder zumindest wie sie sich in ihren verschiedenen Strömungen im 15. Jh. präsentiert: die *via Thomae*, die *via Scoti*, die *via Alberti*, die *via moderna* und deren Untersektionen? Oder aber verhält es sich doch nicht so drastisch, und Cusanus spricht lediglich von Aristoteles selber und dessen Schülern der antiken peripatetischen Schule? Daneben gibt es noch die Möglichkeit, dass Cusanus mit *peripatetici* v. a. diejenigen aristotelisch geprägten Philosophen meint, mit denen er sich im Laufe seiner Studien auseinander gesetzt hat. Da wären sicher einmal Heymericus de Campo und die Albertisten aus seiner Zeit in Köln zu nennen. Ebenso scheint ein Kontakt mit den averroistisch eingestellten Naturphilosophen in Padua wahrscheinlich zu sein oder eine Auseinandersetzung mit den Ockham-Anhängern während seiner frühen Studienzeit in Heidelberg. Oder aber Cusanus spricht von den griechischen Aristotelikern, die im Zuge der Unionskonzilien mit ihm von Byzanz nach Italien gereist sind und dort während längerer Zeit gelebt, gewirkt und geschrieben haben. Es ist gut möglich, dass Cusanus' Sicht der Peripatetiker von einer rhetorischen Querele über den Vorrang zwischen Platon und Aristoteles beeinflusst wird, die unter griechischen *platonici* und *peripatetici* um die Mitte des 15. Jhs. in Italien stattgefunden hat.

Dass die Cusanus-Forschung hier so viele Alternativen anbietet, ist ein Zeichen dafür, dass eine glatte Lösung nicht möglich ist. Es scheint also der genaue Blick in die Texte ratsam zu sein; jeder Gebrauch des Begriffs *peripatetici* muss einzeln auf seine möglichen Quellen hin befragt werden. Vielleicht zeigt sich so langsam die Art und Weise, wie Cusanus mit der aristotelischen Philosophie seiner Zeit umgeht.